

MIRIAM GEORG

roro
roro
roro



Das Tor zur Welt Träume

ROMAN

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**





Miriam Georg

Das Tor zur Welt: Träume

Roman

Über dieses Buch

Stadt der Tränen, Stadt der Träume

Jeden Tag arbeitet die junge Ava bis zur Erschöpfung auf dem Moorhof im Alten Land. Jede Nacht träumt sie vom Meer. Die Erinnerung an ihre Familie ist von Jahr zu Jahr mehr verblasst, kaum weiß sie noch den Namen ihrer Mutter. Irgendwann will Ava sie in Amerika wiederfinden.

Claire Conrad ist reich. Sie ist schön. Und in ihrem willensstarken Kopf stehen die Zeichen auf Rebellion. Sie will reisen, die Welt sehen, aus den strengen Regeln der Gesellschaft ausbrechen, sie träumt davon, dass ihr Leben endlich anfängt! Wenn wenigstens der Reedersohn Magnus Godebrink um ihre Hand anhalten würde ...

Hamburg ist in Aufruhr. Die Cholera hat ihre Spuren in der Stadt hinterlassen. Zahllose Reisende passieren die Hafenmetropole auf ihrem Weg in die Neue Welt, getrieben von der Hoffnung auf ein besseres Leben. In der Auswandererstadt begegnen sich Ava und Claire – zwei Frauen, verschieden wie Ebbe und Flut.

Doch das Schicksal schweißt sie untrennbar zusammen.

«Ich habe mit Ava und Claire gehofft, gebangt und geahnt. Was für ein Ende! Jetzt warte ich voller Ungeduld auf den zweiten Band!»

Tanja Fornaro, SchauspielerIn und HörbuchsprecherIn

Vita

Miriam Georg, geboren 1987, ist die Autorin des Zweiteilers «Elbleuchten» und «Elbstürme». Beide Bände der hanseatischen Familiensaga wurden von Leserinnen und Lesern gefeiert, sie schafften auf Anhieb den Einstieg auf die Bestsellerliste und wurden zum Überraschungserfolg des Jahres.

Die Autorin hat einen Studienabschluss in Europäischer Literatur sowie einen Master mit dem Schwerpunkt Native American Literature. Wenn sie nicht gerade reist, lebt sie mit ihrer gehörlosen kleinen Hündin Rosali und ihrer Büchersammlung in Berlin-Neukölln.

Für meine Schwestern

Es waren zwei Königskinder
Die hatten einander so lieb
Sie konnten beisammen nicht kommen
Das Wasser war viel zu tief

Das Wasser war viel zu tief

Prolog

Sie waren im Bauch eines Wals gefangen. Eines kranken, stinkenden Wals, der sich voller Qualen hin und her warf. Das Meer donnerte gegen die Planken, die Urgewalt des Wassers nur eine Handbreit knirschenden Holzes von ihnen entfernt. Der Sturm heulte wie ein gefangenes Tier und übertönte gnädigerweise das Weinen um sie her.

Was er nicht übertönen konnte, war der Geruch.

Die Paddemangs am Ende des Schiffsbauches stanken schon an guten Tagen zum Gotterbarmen. Aber seit das Unwetter aufgekommen war, sickerten die Exkreme in kleinen Bächen an ihren Füßen vorbei. Die Rocksäume und Schuhe waren damit eingekrustet, und auf der linken Seite lief es aus dem Oberdeck an den Wänden zu ihnen herunter.

Seit zwei Tagen war es dunkel. Seit zwei Tagen hatte man kein Wasser mehr hinuntergebracht, kein Essen. Vielleicht war das auch besser so, hatten sich am Anfang doch alle regelmäßig übergeben, waren ununterbrochen zu den Aborten gewankt. Nun lief niemand mehr zu den Aborten. Überhaupt war es seltsam ruhig geworden im Bauch des Schiffes. Als es losgegangen war, mitten in der Nacht, hatten alle geschrien und sich aneinandergeklammert. Manche hatten sich an die Betten gebunden, um nicht hin und her geschleudert zu

werden. Nach und nach waren die Lampen ausgegangen, und die Menschen waren im Dunkeln panisch geworden, blind durcheinandergestolpert. Jemand war gegen sie gestoßen, hatte ihre Brüste gerammt, den Bauch. Sie hatte sich in eine Ecke gekauert, mit einer Hand ein Tau umschlungen und mit der anderen versucht, ihr ungeborenes Kind zu schützen. Nun hörte man nur noch leises Schluchzen und Stöhnen, wenn das Heulen des Windes sich für ein paar Sekunden legte. Oder in der grauenvollen schwebenden Stille, bevor eine riesige Welle gegen den Bug krachte, das Schiff einen Moment durch das Nichts zu gleiten schien und dann fiel. Fiel und fiel, direkt in den Schlund der Hölle hinein.

Bis der Aufprall kam.

Sie war jedes Mal sicher, dass sie sterben würde. Aber dann starb sie nicht, und das war auch nicht besser.

Die Luke am Ende der Treppe war mit Eisenriegeln verschlossen. Sie hatte es gesehen, als sie an Bord gegangen war, aber nicht verstanden, wozu man sie brauchen würde.

Nun wusste sie es.

Nach Sonnenuntergang wurde die Finsternis pechschwarz. Die alte Frau im Bett über ihr regte sich nicht mehr. Sie war tot, da war sie sich sicher, aber sie hatte weder die Kraft noch das Verlangen, nachzusehen. Bald war es ohnehin egal. Sie würden alle auf dem Grund des Ozeans enden. Das Meer würde sie verschlingen, der Sturm, der um sie her tobte und kreischte wie eine Armee wütender Geister. Wenn die Planken nicht brachen, würden sie hier drin verhungern oder ersticken.

Sie waren erst drei Wochen unterwegs. Wenn das Unwetter sie nicht vom Kurs abbrachte, mussten sie mindestens noch einmal so lange in dieser stinkenden Hölle aushalten.

Und seit gestern hatte sich etwas verändert.

Das Kind in ihrem Bauch war ruhig geworden. Es lebte, sie war sich sicher. Da war etwas neben dem panischen Flattern ihres eigenen Herzens, eine warme Präsenz, das Gefühl einer zweiten Seele. Aber es bewegte sich nicht mehr. Und seit ein paar Stunden spürte sie ein Ziehen im Rücken. Ein Drücken in der Leistengegend.

Es ist zu früh, dachte sie. Die nächste Welle krachte gegen den Bug, der Wal stöhnte, als könnte er die Qualen nicht länger ertragen. Im selben Moment fuhr ein kochender Schmerz durch ihren Körper.

Viel zu früh.

Teil 1

1892

Altes Land

1

Sie träumte wieder vom Meer. Es war immer da, seit sie denken konnte. Irgendwo an den Rändern der Nacht zog es sich durch die Tiefen ihres Bewusstseins, wie ein Lied, das einem nicht aus dem Kopf geht. In ihrer Kammer, zwischen Schlaf und Wachen, hatte sie in der Finsternis einen Moment das Gefühl zu sinken. Sie spürte das Wasser, das an ihren Haaren zog, ihre Lungen füllte. Eine endlose Tiefe unter ihren Füßen. Und obwohl sie wusste, dass sie im Traum gerade ertrank, war da keine Angst. Im Gegenteil, es fühlte sich ruhig an. Ruhig und warm. Als sollte es so sein.

Als wäre sie da, wo sie hingehörte.

Ava erwachte mit einem Seufzer auf den Lippen. Sobald sie das Stroh fühlte, das durch das Laken stach, den modrigen

Geruch des Holzes wahrnahm, die Kühe schnauben hörte, die auf der anderen Seite der Wand auf den Morgen warteten, sehnte sie sich zurück in den Traum. Einen Moment lang sah sie ein Bild. Eine weiße Gardine wehte im Wind. Eine Frau und ein Mann standen vor einem Haus und lächelten. Es roch nach warmem Brot. Seufzend drehte sie sich um, aber genau in diesem Moment krähte draußen der erste Hahn.

Es kann nicht schon Zeit sein, dachte sie verzweifelt, wie an jedem einzelnen Tag, an den sie sich erinnerte. Sie war doch eben erst ins Bett gefallen, hatte eben erst gedacht, dass ihr Rücken keine einzige Minute Arbeit mehr aushalten würde, dass sie sicher hundert Jahre schlafen könnte und trotzdem noch müde sein würde.

Aber der Hahn krähte ein zweites Mal, und die Kühe auf der anderen Seite der Wand begannen, unruhig mit den Hufen zu scharren.

Sie setzte sich auf und lauschte in sich hinein. Alles tat weh, ihr Kopf war dick und schwer, die Augen brannten. Manchmal, wenn die Tage im Sommer so lang waren, als würden sie niemals enden, stellte sie sich vor, sie wäre die schlafende Prinzessin aus dem Märchenbuch in der Stube. Der Wind würde sich legen, die Dornen der Rosenhecke würden sich um das Haus winden, es mit all seinen Bewohnern verschlucken, und sie würde schlafen. Schlafen, bis sie nicht mehr müde war. Schlafen ohne den brennenden Wunsch beim Aufwachen, sofort wieder in der Nacht zu versinken. Und statt vom Prinzen, der kam und sie wach küsste, würde sie vom Meer träumen.

Und von dem, was dahinterlag.

«Ava!» Ruth donnerte mit der Faust gegen die Wand. «Los!»

Nie sagte sie «Guten Morgen», nie «Steh auf» oder «Es ist Zeit». Immer dieses «Los!», ein gebellter Befehl aus der Nachbarkammer, als wäre es zu viel, mehr als eine Silbe an sie zu verschwenden. Sie könnten es noch ein bisschen hinauszögern, die Kühe würden es aushalten. Aber wenn sie spät aufstanden, verlängerte es den Tag nur nach hinten und machte den nächsten Morgen umso schwerer. In Avas Kammer gab es kein Fenster, doch draußen war es ohnehin noch dunkel. Trotzdem konnte sie den Morgen schon riechen. Im Sommer stahl sich in den ersten Dämmerstunden der Duft nach nassem Heu und Tau durch die Ritzen. In ihm mischten sich Spuren von den Wiesen, den Birken, dem Wasser aus den Marschgräben. Und obwohl es ein betörender Duft war, mochte sie ihn nicht. Er brachte die Welt zu ihr herein. Und sie war zu müde, um es mit der Welt aufzunehmen.

Ava streckte im Dunkeln die Füße vor sich in die Luft, gähnte, wackelte mit den Zehen. Irgendwann wache ich woanders auf, dachte sie, als sie nach ihrem Leibchen griff und sich mit mechanischen Bewegungen anzog, die ihr genauso vertraut waren wie die Gedanken, die ihr dabei durch den Kopf zogen. Irgendwann habe ich ein Fenster und eine eigene Waschschüssel, meine Matratze stinkt nicht nach Moder, ich muss morgens keine Kuh mehr melken, kein Feuer machen, kein Gemüse putzen, keinen Torf stechen.

Irgendwann.

Genau wie das Meer war das Wort immer da. Sie flüsterte es sich in Gedanken zu, wenn die Wirklichkeit sie zu erdrücken drohte. Es gab ihr Kraft, zu glauben, dass sich alles ändern konnte.

Als sie über den Flur schlich, ihre Dose mit Kreide und Kampfer zum Zähneputzen in der Rocktasche, stieß sie mit der Hüfte gegen die Anrichte, und etwas fiel scheppernd herunter. Sie blieb kerzengerade stehen. Aus dem Schlafzimmer drang ein lauter Schnarcher, dann ein Knarzen. Als es wieder still wurde, schloss sie eine Sekunde die Augen. Die Haut in ihrem Nacken prickelte. Sie meinte, Branntwein zu riechen, aber dann schüttelte sie den Kopf. Inzwischen roch sie überall Branntwein, wie eine Wolke schien er das Haus einzuhüllen, unter den Türritzen hindurchzukriechen, nachts in unsichtbaren Schwaden durch die Räume zu geistern, und wenn sie abends ihr Haar aus der Haube löste, schnüffelte sie manchmal daran und meinte, eine feine Alkoholnote zu erkennen.

Ava musste nicht hinaus, um in den Stall zu gelangen, die Kühe lebten im selben Haus wie sie, nur eine Tür trennte die Menschen von den Tieren. Aber sie hatte es sich angewöhnt, jeden Morgen kurz in den Hof zu treten. Die frische Luft machte den Kopf klarer. Als sie jetzt die Tür aufdrückte, flüchteten zwei der Hühner in Richtung Misthaufen.

Der einsame Ruf des Brachvogels zog über die Wiesen. Das Moor roch nach Nebel. Ava mochte die Gerüche, die alle

mochten; altes Papier, Regen auf warmem Stein. Aber sie mochte es auch, wie die Kühe nach der Nacht rochen, warm und sauer zugleich. Wie ihre eigene Haut roch, nachdem auf dem Feld stundenlang die Sonne darauf gebrannt hatte. Wie die dampfenden Marschgräben rochen, wenn sie frisch ausgehoben wurden und die Erdklumpen auf der Wiese lagen. Und den Geruch des Morgennebels mochte sie. Weil er keinem anderen gleichkam und sich verflüchtigte, sobald man versuchte, ihn einzuatmen.

Am dürftigen Kräuterbeet blieb sie stehen. Die Weide beugte sich tief über den Zaun, wirkte, als würde sie sich jeden Moment erschöpft zum Schlafen niederlegen. Es war der heißeste Sommer, an den Ava sich erinnern konnte. Sogar jetzt, am frühen Morgen, spürte sie die Wärme, die vom Boden aufstieg. Sie mussten gießen. Hinter den Kuhwiesen gab es noch ein Feld, dort wuchsen Rettich, Kohl, Porree, türkische Erbsen, Knollen. Wenn etwas fertig war, schleppten Ava und Ruth es mit Kiepen zum Hof. Oft saßen sie dann bis spät in die Nacht, banden die Mairüben und flecten den Rosenkohl. Sie war froh, dass die Erntezeit vorbei war, das Karren des Düngers, das Hacken in dem trockenen Boden und schließlich das Beladen der Ewer im Morgengrauen war harte, schweißtreibende Arbeit. Sie verkauften ihr Gemüse an die Marktfrauen aus dem Dorf, die es dann nach Hamburg zum Hopfenmarkt brachten. So verloren sie einen Großteil des Gewinns, aber um es dort selbst anzubieten, hatten sie keine Zeit. Und es war auch nicht genug.

Eine Spur Salz lag in der Luft.

Ava hatte das Meer noch nie gesehen. Aber sie wusste, dass die Wellen niemals verstummten und das Wasser seine Farbe wechselte. Es passte sich dem Himmel und seinen Launen an. Julius hatte es ihr erzählt. Er war Knecht auf dem Beekshof und weit gereist, in Preußen auf Wanderschaft gewesen, in Holland als Mähhelfer, und wann immer er davon sprach, hing Ava an seinen Lippen.

Auf einer Karte im Rathaus hatte sie gesehen, dass die Elbe sich zwischen Friedrichskoog und Cuxhaven wie eine Blume öffnete, sich weitete und dann plötzlich kein Fluss mehr war, sondern das Wattenmeer.

Und dann die Nordsee.

Und schließlich der Atlantik.

Und irgendwo hinter dem Atlantik begann Amerika. So hatte sie es zumindest gehört.

Manchmal roch man wie heute das Salz im Wind, und wenn die Flut gegen die Deiche der Este spülte, gab es einen Teil in ihr, der sich freute. Es war, als würde das Meer kommen, um sie zu sich zu holen. Ich kann nicht mit, dachte sie dann jedes Mal. Ich muss Kühe melken, Torf stechen und Butter rühren, bis ich eines Tages zusammenbreche und nicht mehr aufstehe.

Ava wusste nicht, welcher Tag es war, aber der Wachtelkönig hatte schon vor zwei Wochen aufgehört zu rufen, und das sagte ihr, dass es Ende Juli sein musste, vielleicht schon August. Bald würde der Herbst kommen.

Und dann der Winter.

Der Herbst war nicht schlimm, sie mochte den Dunst in der Luft, das Krächzen der Zugvögel im Wind. Elsa und sie sammelten Kastanien und bunte Blätter und legten sie den Schweinen in den Koben. Und obwohl es im Herbst immer feucht war und sie entzündete Rachen und fiebrige Wangen hatten, wusste Ava von der Großmutter, dass es noch viel schlimmer sein konnte. Sie hatte oft erzählt, wie es ihnen damals ergangen war, als eine der ersten Generationen im Moor. Alle ihre Geschwister waren an der Schwindsucht gestorben, und der Vater sagte oft, die Großmutter sei so klein und schwächling, weil sie nie richtig zu essen bekommen habe. Als sie ein Kind war, besaß die Familie nicht mal einen Ofen, musste das ungebackene Brot über die Wiesen und Moore in die Backhäuser des Dorfs tragen. Anfangs lebten die meisten Moorbauern mit den Tieren zusammen in Hütten, die nur aus Birkenstämmen bestanden. Sie wurden oben zusammengebunden und dann mit Plaggen und Heide abgedeckt. So erzählte es zumindest die Großmutter. Später bauten sie dann irgendwann die ersten Häuser, winzig kleine Katen. Im Sommer war es so warm, dass die Häuschen zu Backöfen wurden. Im Winter hing das Eis zentimeterdick an den Wänden. Damals mussten sie das Moor erst kultivieren, die Gräben waren nicht ausgehoben und damit nicht schiffbar. Straßen gab es ohnehin keine. Die Kinder waren betteln gegangen, so hatten sie gehungert. Da haben wir es doch noch

gut, dachte Ava oft und versuchte, sich an diesem Gedanken aufrechtzuhalten.

Aber der Winter war nicht gut. Der Winter war lang und dunkel und kalt. Im Winter stopften sie Kleider, sie drehten Strohbander für die Lücken im Dach und flochten Körbe und Matten, die sie dann im Frühling verkauften.

Und im Winter hatte der Vater keine Arbeit.

Ava begrüßte die Schweine in ihrem Koben, setzte sich eine wertvolle Minute auf die Bank vor dem Küchenfenster und sah zu, wie in der Ferne der Nebel über den Deich kroch. Schon sehr bald würde die Sonne ihn vertreiben. «Im Nebel tanzen die Elfen», hatte die Großmutter früher immer gesagt. Und Ava sah es. Sie sah, wie sie sich in stummem Reigen drehten und neigten. Und sie wünschte, sie hätte Zeit, um die Nebelelfen zu beobachten, solange sie wollte. Bis die Sonne über die Wiesen wanderte und sie sich in das dunstige Nichts auflösten, aus dem sie gekommen waren.

In diesem Moment klopfte von drinnen ein knöchriger Finger gegen das Glas, und sie stand ruckartig auf. Träumen durfte man nur nachts.

Der Tag war zum Arbeiten da.

Während sie sich nach Ruth über der Schüssel in der Küche wusch und die Zähne putzte, ging sie in Gedanken die anstehenden Aufgaben durch. Heute waren die Bohnen dran. Ava und Ruth würden sie in den Steintöpfen einsalzen und die

andere Hälfte in der Stube zum Trocknen unter die Deckenbalken hängen. Aber vorher musste Ava genau wie gestern ein paar Stunden bei den Hinderks als Heumagd aushelfen, eine Plackerei, die sie noch Tage später in den Armen spürte. Bis gestern hatten sie die frisch gesenste Grasmahd auf den Wiesen ausgelegt, damit sie in der Sonne trocknen konnte. Mehrmals am Tag wurde umgeschlagen. Abends musste das Gras in Rangen aufgeheut und am Tag drauf wieder auf der Wiese verteilt werden. Ein Spiel, das sich wiederholte, bis es ans Einfahren ging. Sie waren spät dran dieses Jahr. Die Wiesengänger begannen oft schon morgens um drei mit der Arbeit, und trotzdem kamen sie kaum hinterher. Bald würden sie auch mit dem Festtreten beginnen, eine Arbeit, die den Frauen vorbehalten war. Sie schwitzten schrecklich in der heißen Scheune, bekamen kaum Luft, während sie bis zur Erschöpfung auf dem Heu herumtrampelten. Ava wurde müde, wenn sie nur daran dachte. Und auf dem Hof gab es doch genug Eigenes zu tun. Ihr fiel ein, dass jemand zum Krämer musste, das Schlachtfett war aus, also brauchten sie Öl. Und Essig für die Bohnen. Kaffee gab es schon lange keinen mehr, nicht einmal sonntags. Aber Ava hatte sich an den Geschmack des Zichorien-Ersatzes gewöhnt.

Woran sie sich nicht gewöhnen konnte, war das Essen.

Gemüse gab es genug, aber die Geest war so unfruchtbar, dass außer Kartoffeln, Kohl und Rüben kaum etwas gedieh. Und Gemüse machte nicht satt. Es füllte den Magen, aber nach einer Stunde Arbeit war Ava wieder hungrig, und gegen Abend

zitterten ihr die Hände. Es gab ständig Bratkartoffeln, Mehlklöße aus der Pfanne oder Milch mit eingebrocktem Schwarzbrot. Morgens bekam der Vater noch immer Schinken auf sein Brot, manchmal Mettwurst, und Ava sah meistens mit knurrendem Magen zu, wie die Bissen in seinem Mund verschwanden. Es blieb so gut wie nie etwas über. Und wenn, dann bekam es Elsa. Ava selbst aß genau wie Mette und Ruth jeden Morgen Brot mit Butter oder Schmalz. Sie verstand es ja, dem Vater musste der beste Bissen zukommen, denn er arbeitete am härtesten. Und trotzdem hätte sie alles gegeben für ein Stück Schinken.

Ruth kam aus Ostfriesland, und als es dem Hof noch besser ging und sie sich normale Lebensmittel leisten konnten, hatte sie an Feiertagen und zu Silvester Spekdikken gemacht. Duftender Pfannkuchenteig wurde in Schmalz gebacken und auf der einen Seite mit Mettwurstscheiben und auf der anderen mit Speckstückchen belegt. Wenn Ava nur daran dachte, rumpelte ihr Magen, und ihr Mund zog sich zusammen. Elsa und sie hatten immer etwas abbekommen. Manchmal hatten sie sich sogar noch Zucker darübergestreut. Er war mit dem Fett karamellisiert und hatte eine knusprige braune Schicht gebildet. Aber Zucker gab es ebenfalls schon lange nicht mehr, nur noch Sirup. Sie backten auch nur noch mit Talg aus, der an der Zunge klebte und den Mund verbrannte. Auch heute würde sie wieder Stippbrot machen. Man tunkte Brot in eine Pfanne mit heißem Talg und sparte sich so den Aufstrich. Ein Arme-

Leute-Essen. Das waren sie nun mal, auch wenn niemand es jemals aussprach. Arme Leute.

Moorbauern.

Das Gesinde war schon lange weg. Nur noch Ruth war übrig.

Zumindest würden sie nicht verhungern. Das Land versorgte einen. Aber es verwöhnte einen nicht.

Ava war so dünn, dass sie ihre Taille mit beiden Händen umfassen konnte, ihr Kleid so oft geflickt, dass der Stoff sich unter den Armen bereits auflöste. In der Kirche starrte sie voller Neid auf die feinen Sonntagskleider der Altländer Bauersfrauen aus Crêpe, Piqué und sogar Cheviotstoff, die sich an der städtischen Mode orientierten, von weither bestellt wurden und nur einem Zweck dienten: zu zeigen, wie gut es den Leuten im Alten Land ging, wie fruchtbar der Boden war, wie exklusiv die bäuerliche Oberschicht, zu der sich die Großgrundbesitzer zählten. Geest und Marsch lagen eben nur landschaftlich nah beieinander. In der Kirche zeigte sich in aller Deutlichkeit, wie weit sie eigentlich voneinander entfernt waren. Aber sie gingen ohnehin nicht oft. Der Weg war weit, die Zeit knapp. Und das Moor kannte keine Sonntage. Genauso wenig wie die Kühe.

«Du versorgst heut die Alte!»

Ruth hatte schlechte Laune. Ava sah es daran, wie ihre Stirn sich unter der Haube zusammenzog und sie mit ruppigen Bewegungen die Sachen umherschleuderte. Sie warf einen Blick in Richtung Diele. Nicht auszudenken, wenn er vom Lärm

aus der Küche geweckt würde. Aber sie konnte Ruth die schlechte Laune nicht verdenken, sie war seit zwanzig Jahren auf dem Hof und hatte nachts oft so schlimme Rückenschmerzen, dass sie im Schlaf wimmerte. Und vor ihnen lag nur ein weiterer Tag voll mühseliger Arbeit, die eigentlich von einem Dutzend Hände erledigt werden müsste, nun aber mehr schlecht als recht von ihnen allein gestemmt wurde. Und darauf folgte ein weiterer Tag. Und ein weiterer. Und es gab nicht einmal gutes Essen, auf das man sich freuen konnte.

Stumm setzte Ava einen wässrigen Getreidebrei aufs Feuer. Brot konnte ihre Großmutter nicht kauen.

Ruth nahm den Bocke, ihren dreibeinigen Melkhocker, und klemmte ihn sich unter den Arm. «Ich gehe zu den Kühen. Dass du dich bloß nicht wieder von ihr festhalten lässt!»

«Sie liegt den ganzen Tag in ihrer Kammer. Du weißt, wie sie sich freut, wenn jemand zu ihr kommt», erwiderte Ava leise.

«Und ich soll alleine melken?»

«Du kannst doch auch zu ihr gehen!»

«Sie will mich nicht. Letzte Woche hat sie mir den Becher an den Kopf geworfen.»

«Sie meint es nicht so.» Wie immer verspürte Ava den Drang, die Großmutter zu verteidigen. In den letzten Jahren war die alte Frau eine schreckliche Bürde geworden. Aber Ava erinnerte sich an die Großmutter vor der Krankheit. Sie hatte ihr voller Geduld die Buchstaben beigebracht. Ihr vorgelesen. Mit leiser Stimme das Gedicht aufgesagt:

Schläft ein Lied in allen Dingen ...

«Es ist für welche wie dich», hatte die Großmutter immer gesagt, wenn Ava weinte, mit ihren wässrigen blauen Augen gelächelt und ihr die Tränen abgewischt. «Für Menschen, die mehr sehen als nur den Dreck und die Arbeit.»

Ava hatte sich immer schon fortgeträumt. Es geschah wie von selbst. Sie kniete im Beet, riss Kartoffeln aus, und ihr Blick wurde entrückt, richtete sich nach innen, ihre Gedanken begannen zu wandern. Alle außer der Großmutter hassten das an ihr. Sie spürten, dass sie sich fortsehnte, und nahmen es ihr übel. Vielleicht, weil sie es ihr neideten. Denn wie könnte man sich nicht fortsehen aus einem Leben wie diesem?

Ruth knurrte etwas Unverständliches, nahm die Melkeimer und ging zur Tür. «Du bist genauso eine Magd wie ich, also hör auf, dich zu drücken!», zischte sie.

«Bin ich nicht», flüsterte Ava ins Herdfeuer. Aber erst, als die Tür schon hinter Ruth zugefallen war. «Ich bin keine Magd. Und das weißt du genau.»

Einen Moment beobachtete sie die züngelnden Flammen, stand reglos da, den Kochlöffel in der Hand, und in ihrem Kopf flüsterte eine Stimme: *Aber was bist du dann?*

Ava war mit fünf Jahren auf den Moorhof gekommen. Sie wusste, dass die ärmsten Bauern im Kaiserreich noch immer ihre Kinder auf Auktionen versteigerten, und sie schauderte jedes Mal, wenn sie davon hörte. Ihre Geschichte war anders.

Sie sollte nur vorübergehend bleiben. Die Eltern wollten in Amerika ein neues Leben anfangen und würden Ava nachholen, sobald sie konnten.

Das erzählte Mette. Anfangs zumindest.

Eine Bewegung im Augenwinkel lenkte sie ab. Etwas war da, in der Ecke neben dem Regal. Sie legte den Breilöffel zur Seite, trat stirnrunzelnd näher und bückte sich. Eine Maus saß neben dem Besen. Sie zitterte, hatte ihr Fell aufgestellt. Als Ava sie näher betrachtete, sah sie, dass ihr eine weiße Flüssigkeit aus den Augen tropfte. Rasch nahm sie das Kehrblech und schubste das Tier mit dem Besen darauf, dann trug sie es zum Misthaufen. Eigentlich hätte sie die Maus mit der Schaufel erschlagen müssen. Aber sie setzte sie vorsichtig neben einem Löwenzahn ins Gras, blickte sich um und ging dann rasch wieder ins Haus.

Als sie hineinkam, öffnete sich im selben Moment die Tür zum Schlafzimmer.

«Guten Morgen, Mutter!»

Mettes Augen waren wie kleine schwarze Perlen. Mit wütender Miene legte sie einen Finger an den Mund. Ava hatte leise gesprochen, schließlich wusste sie, was passierte, wenn der Vater zu früh geweckt wurde, aber Mette hielt trotzdem besorgt inne und lauschte auf eine Regung hinter der Tür. Als nichts passierte, atmete sie hörbar auf, schlurfte an den Tisch und ließ sich ächzend nieder. Ihr Gesicht war morgens so verquollen, dass man sie kaum erkannte. Ava wusste aus den Erzählungen der Großmutter, dass sie einmal eine schöne Frau

gewesen war, nach der sich alle umdrehten. Von dieser schönen Frau waren nicht einmal mehr Spuren übrig. Mettes Stirn lag in tiefen Falten. Ava hätte ihr gerne etwas Gutes getan, ihr Sorgen abgenommen. Aber sie wusste nicht, wie. Und sie arbeitete selbst so viel, dass sie nicht hinterherkam.

«In acht Tagen hat das Kind Geburtstag», murmelte Mette und warf einen Blick Richtung Flur. «Du musst bald zum Krämer und das Papier holen.»

Ava klopfte an die niedrige Tür und öffnete sie vorsichtig. Der Schrank war so klein, dass sogar Elsa darin die Knie anziehen musste. Aber sie schlief lieber hier im Flur als auf der Küchenbank oder bei Ruth, die im Traum um sich trat.

Elsas Brust unter dem Leibchen hob und senkte sich langsam, die Wimpern warfen zuckende Schatten auf ihre Wangen. Sie brauchte morgens Zeit, fand nur schwer aus dem Schlaf, und wenn man sie hetzte, fing sie an zu weinen. Ava verstand das nur zu gut.

«Elsa!» Sacht strich sie der Schwester die Haare aus der warmen Stirn. «Elsa. Aufwachen.»

Elsa gab ein Brummen von sich. Sie blinzelte, ohne Ava wahrzunehmen, und drehte sich zur Wand.

Ava lächelte. Es war jeden Morgen das Gleiche. «Komm, die Kühe warten schon. Die Schweine sind auch schon wach. Und die Gänse. Und weißt du, was ich vorhin gesehen habe? Nebelelfen, hinten am Waldrand. Eben habe ich in der Küche eine Maus gefangen. Du verpasst ja alles, wenn du so lange schläfst», sagte sie in leisem Singsang und streichelte ihrer

Schwester den Rücken. Von der Schule sagte sie nichts. Elsa hasste die Schule, sie konnte sich nicht daran gewöhnen, wollte auf dem Hof bleiben, in ihrer vertrauten Umgebung.

Langsam setzte das Mädchen sich auf. Lila Schatten lagen unter ihren blauen Augen. Ava wünschte sich wie jeden Tag, sie könnte sie schlafen lassen.

Elsa rieb sich mit ihren kleinen Fäusten die Augen und starrte einen Moment ins Nichts. Dann ließ das Kind sich langsam gegen sie sinken, und eine Weile saßen sie einfach da. Ava kniete vor der Strohmattatze und hielt ihre kleine Schwester fest, wiegte sie sacht vor und zurück und wartete. Sie roch den Schlaf an Elsa, den warmen Kinderschweiß, den leichten Schimmel der Strohmattatze, den torfigen Dunst der Wände.

«Weißt du, dass du bald Geburtstag hast?», flüsterte sie Elsa ins Ohr, und sie spürte, wie die Schwester nickte. «Wann?», fragte Ava leise, und Elsa löste sich von ihr, überlegte einen Moment und hielt dann acht kleine Finger in die Höhe.

Ava nickte. «Richtig!», sagte sie stolz. «Noch ...» – sie stupste jeden einzelnen der Finger mit einem der ihren an und zählte dabei mit – «... fünf, sechs, sieben, acht Tage.»

Ein Lächeln tanzte um Elsas Mundwinkel. Aber es verschwand so schnell, wie es gekommen war. Geburtstage waren auf dem Hof schon lange keine fröhliche Angelegenheit mehr.

Ava betrachtete ihre Schwester. Die nagende Sorge wegen des Hungers, in der sie alle lebten, die unaussprechliche Angst

vor dem langsam voranschreitenden Wahnsinn des Vaters, der mit dem Branntwein und den Schulden ins Haus gekommen war, zeigte sich bereits in dem kleinen Kindergesicht. Elsas Stirn schien immer kummervoll zusammengezogen, die blauen Augen erschrocken geweitet. Wie sie alle machte Elsa sich klein und unsichtbar, wenn der Vater in der Nähe war. Aber manchmal schien es Ava, dass sie sich nun auch klein und unsichtbar machte, wenn er nicht da war. Dass es irgendwann zu ihrer Natur werden würde. Elsa war nicht wie sie. Elsa war laut und neugierig. Fröhlich. Und Ava befürchtete, dass diese Eigenschaften langsam verschwinden würden, wenn die Schwester sie zu lange in sich einsperrte.

Elsa verschwand im Stall, um Ruth vor der Schule beim Seihen der Milch zu helfen, und nachdem Ava der Großmutter den Brei gefüttert hatte, kam auch sie dazu. Danach frisierte sie Elsa, passte auf, dass sie sich ordentlich anzog. Sie war gerade ins erste Schuljahr gekommen, und Ava beneidete sie nicht. An ihre eigene Schulzeit dachte sie nur mit Schrecken zurück. Im Winter mussten sie meist um sechs schon im Klassenzimmer sein, um den großen Kanonenofen anzufeuern, damit er um acht, wenn der Unterricht begann, warm glühte. Sie hatte dafür morgens einen Korb voll Torf mitgebracht, das mit Petroleum getränkt war, und der lange Weg durch eisige, dunkle Kälte spukte oft durch ihre Träume. Die Luft roch anders im Winter, und sie roch anders am frühen Morgen, bevor die Sonne aufging. Auch die Geräusche im Moor waren anders in der

Dunkelheit. Besonders für ein kleines Kind mit zu vielen Gedanken im Kopf.

Immer hatte sie sich geschämt. Alle wussten, dass sie nicht von hier stammte. Außerdem war sie zu groß und zu dünn, sie stellte zu viele seltsame Fragen. «Taternkind» wurde sie genannt. Ava hatte erst ein Mal Tatern gesehen, in einem Sommer tauchten sie plötzlich auf, campierten mit ihren Wagen in der Nähe des Dorfes und führten auf dem Kirchplatz Kunststücke auf. Selten hatte sie etwas so sehr fasziniert wie diese großen, lauten Familien, die in Wagen wohnten und zusammen durchs Land zogen. Ihre Andersartigkeit grenzte sie von den Menschen im Dorf ab. Aber sie schweißte sie auch zusammen.

Es hatte Ava nicht gestört, dass die Kinder dachten, sie wäre eine von ihnen. Es hatte sie gestört, dass sie zurückgelassen worden war.

Der erste Winter war in den ersten Frühling übergegangen, der Sommer war gekommen und dann der nächste Winter und dann wieder ein Frühling, ohne dass sie etwas von den Eltern hörten. Mette sagte nicht mehr, dass sie Ava nachholen würden. Und als die Jahre verschmolzen, sprach sie schließlich davon, dass die Eltern sich bloß nicht einbilden sollten, sie könnten irgendwann einfach auftauchen und Ava wiederhaben.

Ava hatte ihre Kindheit damit verbracht, die Ankunft der Eltern gleichzeitig zu fürchten und herbeizusehnen. Anfangs weinte sie sich jede Nacht in den Schlaf, wünschte sich ihre

Mutter zurück, deren Gesicht in ihrer Erinnerung immer mehr verschwamm, bis sie sich nur noch an das Gefühl erinnerte, von ihr im Arm gehalten zu werden. Aber je mehr sie zu einem Teil der anderen Familie wurde, desto mehr wuchs auch die Angst. Das Leben auf dem Moorhof war hart, aber es war ihr Leben. Die fensterlose Kammer, in die sie zog, als sie zu alt wurde, um bei Mette und Vater zu schlafen, war ihr Zuhause. Und mit der Zeit konnte sie sich nicht mehr an die Eltern erinnern. Sie hatte sogar ihre Namen vergessen. Manchmal hatte sie das Gefühl, sie nie gewusst zu haben. An anderen Tagen tanzten sie ihr auf der Zunge, schienen so greifbar, als müsste sie nur den Mund öffnen, um sie zu hören.

Doch genau wie die Namen kamen die Eltern nie zurück.

Dann, einige Jahre später, wurde Mette endlich schwanger. Ava hatte nun eine kleine Schwester. Sie liebte Elsa mehr als alles andere. Und trotzdem war da immer dieses Gefühl, dass sie ein Leben lebte, das nicht passte. Dass sie am falschen Ort gelandet war und alles unausweichlich auf den Tag zusteuerte, an dem ihr altes Leben mit einem neuen zusammenstoßen und sich und alles verändern würde.

Ihre Eltern hatten sie zurückgelassen. Sie war nicht gewollt. Und die Kinder rochen es an ihr.

Sie hatte nur wenige Freunde und blieb lieber für sich. Obwohl sie den Unterricht mochte, die Buchstaben und Zahlen, die Auszeit von der schweren Arbeit auf dem Hof, machte ihr die Schule jeden Tag bewusst, wer sie war.

Und wer sie nicht war.

Als Elsa schließlich aufbrach, die Haare ordentlich geflochten, die Schürze zwar mehrfach geflickt, aber dennoch weiß geblaut, dachte Ava, wie seltsam es war, Elsa in Schuhen zu sehen. Ab Mai liefen sie auf dem Hof nur noch barfuß. Sie hoffte nur, dass die Schwester nicht wieder trödeln und dafür Schelte von der Lehrerin bekommen würde. Wenn Elsa im Moor oder auf den Wiesen unterwegs war, sammelte sie heimlich Blüten in ihrer Schürze, und manchmal vergaß sie dabei die Zeit. Letzte Woche hatte das Fräulein ihr so hart mit dem Stock auf die Finger gehauen, dass sie am nächsten Morgen nicht melken konnte.

Seit dem Frühling hatte Ava immer wieder ganz hinten im Katechismus Blüten zwischen die Seiten gelegt. Weißes Schnabelried, Moosbeere, Glocken- und Rosmarinheide. Sie stellte sich vor, dass die Blüten den Geruch nach Sommer in sich bewahren würden wie die Gewürze und Kräuter, die in dicken Büscheln von der Decke der Küche hingen. Man konnte seine Nase hineinpressen und einen Augenblick lang vergessen, wie viele dunkle Tage und Wochen noch vor einem lagen. Sie würde bei Marquards im Laden buntes Papier zum Geburtstag kaufen, Mette hatte ihr extra ein wenig Geld dafür gegeben. Dann konnte Elsa die Blüten aufkleben und an die Wand hängen.

Früher hatte es an Geburtstagen ab und an ein kleines Spielzeug gegeben. Die Erinnerungen daran erschienen Ava wie Bilder aus einem anderen Leben. Hannelore vom Beekshof